Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 32 (1950)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 27. Januar 1950 | Erscheint jeden Freitag | 32. Jahrgang Nr. 4

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Die persönliche Verantwortung

In dem schönen Aufsatz «Von der Verantwortung» in ihrem Blatte («Schweizer Frauenblatt», Dez. 1949) wird die Forderung erhoben, sich zur persönlichen Verantwortung zu stellen: «dass wir bei uns beginnen müssen, wenn es im grossen je vonangehen soll.»

Das ist richtig. Man kann gar nicht genug über Verantwortung schreiben, um in den Menschen das Gefühl der Verantwortlichkeit zu erwecken. Denn der Mangel dieses Gefühls erweist sich als einer der wichtigsten zerstörenden Faktoren der menschlichen Gemeinschaft. Nicht nur, dass er schweren materiellen und moralischen Schaden bei den Mitmenschen verursachen kann, sondern er erfüllt auch den Geschädigten mit grosser Verbitterung, sodass die sozialen Beziehungen getrübt oder sogar völlig vernichtet werden.

Verantwortung tragen bedeutet hauptsächlich den zugefügten Schaden gutmachen und die unangenehmen Folgen unserer Arbeit oder unseres Verhaltens auf sich zu nehmen. Hierzu bedarf man:

1) der Einsicht in das volle Ausmass des Schadens, den man verursacht hat,

2) der Bereitschaft, diesen Schaden gutzumachen.

Was das erstere betrifft, so sei hier darauf aufmerksam gemacht, dass die Einsicht in den materiellen Verlust im allgemeinen viel grösser ist als diejenige in den moralischen. Wir sind nur so weit erzogen, dass wir bereit sind, für eine zerbrochene Vase, für ein beflecktes Kleid oder ein zerrissenes Buch aufzukommen und den Schaden wieder gut zu machen, dass wir uns aber im Falle des Nichteinhaltens eines Wortes, einer Pflicht oder eines Versprechens ganz passiv oder gar abweisend verhalten.

So war ich einmal über folgenden Fall sehr betroffen. Eine gebildete Dame, die bei mir zu Besuch war, nahm ein kleines Meissener Figürchen, das sie näher besichtigen wollte, in die Hand. Es glitt ihr aus den Fingern und zerbrach. Sofort am nächsten Tag hat sie es durch ein anderes im ungefähr gleichen Werte ersetzt. Die gleiche Dame bot sich mir als Uebersetzerin an und lieferte mir eine sehr schlechte, unbrauchbare Uebersetzung ab. Trotzdem sie einsehen musste, dass ihre Arbeit nicht verwendbar war, bestand sie auf der Bezahlung des vollen, für eine gute Arbeit vereinbarten Honorars. Die Rechtfertigung dieses Anspruches lautete: «sie habe doch ‚gearbeitet' und Zeit verwendet.» Sie hat aber mit ihrer Argumentation nicht die mindeste Rücksicht darauf genommen, dass sie ihren Auftraggeber geschädigt hat. Sie hat nicht eine Minute daran gedacht, dass der Auftraggeber seinen Termin einem Verlag gegenüber nun nicht einhalten konnte und dass ihm, der jetzt als unpünktlich, wortbrüchig und unzuverlässig erscheinen musste, Unannehmlichkeiten entstehen konnten — und tatsächlich auch entstanden sind. Sie schien den Standpunkt zu vertreten: ‚dies geht mich ja gar nichts an'. Es fehlte also ihrerseits jede Einsicht in die Folgen ihrer Handlung, wie es zum Beispiel anlässlich der zerbrochenen Porzellanfigur doch der Fall war. Das Geistige, das Nichtanschauliche wurde also nicht erfasst, wohl weil Wirkungen nicht so klar und sichtbar vor ihr lagen wie die Scherben.

Dies ist ein Beispiel für tausend andere, ähnliche Fälle. Es handelt sich dabei oft um eine Verengung des Denkens, um eine Unfähigkeit, Schlüsse und Folgerungen aus den Tatsachen zu ziehen, die Konsequenzen zu überdenken. Nur das Nächstliegende, Augenfällige, wird wahrgenommen, das Greifbare wird aufgefasst, aber die Situation nicht auf weite Sicht überblickt.

Was die Bereitschaft, den Schaden gut zu machen betrifft, so ist sie im allgemeinen gering, weil es den meisten an Einfühlung in die fremde Situation fehlt. Es wird nicht an den anderen gedacht, an dessen Befinden, in das er durch fremde Nachlässigkeit oder Wortbrüchigkeit versetzt worden ist. Nur der eigene Schmerz geht ans Herz.

Dieser Mangel an Einfühlung in die fremde Situation, die wir auch bei den Intelligentesten finden können, dieses Unvermögen des sich Hinein-Versetzens in die fremde Lage, auch wenn sie von einem selbst verursacht worden ist, ist ein charakteristisches Zeichen unserer Epoche, in der sich Menschen sehr egozentrisch benehmen und ihre Mitmenschen grösstenteils nur als Mittel für ihre eigenen Zwecke betrachten.

Der Egoismus, der für die fremden Interessen blind und taub macht und das Vermögen sie zu erfassen einschränkt, erlaubt auch nicht die Verantwortung für eigene Taten zu übernehmen. Er verursacht ferner die Scheu vor der Verantwortung, weil es dabei heisst, für die Folgen einzustehen und unter Umständen auch einen Verlust zu erleiden. Nichts ist aber dem Egoisten unsympathischer, als selbst Verluste zu tragen. Vielfach ignoriert er vorsätzlich die Verantwortung, um nicht — in dieser oder in einer anderen Form «zahlen» zu müssen.

Aehnlich wie den Egoisten, geht es Menschen mit schwach entwickeltem «Persönlichkeitsgefühl». Nur wenn sich der Mensch als eine Individualität fühlt, d. h. als ein in sich gefestigtes, abgeschlossenes Wesen, nimmt er auch sämtliche Folgen seines Tuns und Lassens auf sich. Es würde ihn sogar verletzen, würde man ihm zumuten, dass er seine Pflichten nicht kenne und sich ihrer entziehen möchte.

Dagegen besitzen in der Regel sozial gesinnte Menschen die kostbare Gabe der Einfühlung. Sie empfinden fremdes Leid wie das eigene, sie machen fremde Interessen zu den ihrigen. Daher sind sie auch immer bereit, sich für den dem anderen gebrachten Schaden einzusetzen, dies umso mehr, wenn es sich um einen von ihnen selbst verursachten handelt. So kann man bei demjenigen immer soziale Gefühle voraussetzen, der bereit ist, zu seinen Taten zu stehen; umgekehrt kann man bei dem Mangel an Verantwortung und Bereitschaft einen zugefügten Schaden gutzumachen ohne weiteres auf ein Nichtvorhandensein sozialer Gefühle schliessen.

Gemäss der Definition vieler Soziologen bedeutet Kultur Erhebung der breiten Masse zur Reife des Denkens und Handelns. Dies scheint uns richtig, denn die Entwicklung der Denkfähigkeit entwickelt auch die Verantwortung. Je höher die kulturelle Stufe eines Menschen ist, desto stärker fühlt er in sich die Pflicht der Verantwortung für seine Taten.

Wir haben hier, wenn auch nur kurz, die Abhängigkeit der Verantwortung vom Denken und der sozialen Gefühle aufgezeigt. Entwickelt man das Denken und die sozialen Gefühle, was eigentlich zu den Obliegenheiten der Schule gehören sollte, so wird als Folge davon auch ein vermehrtes Gefühl der Verantwortung im Menschen sein.

Dr. Franziska Baumgarten

Frauen ohne Hafen

«Frauen ohne Hafen.» So der Titel eines Hörspiels, das der Hamburger Rundfunk am Abend des 12. August 1949 sandte. Verfasser ein — Mann, namens Hillers. Und der Inhalt? In mehreren, lose aneinandergereihten Szenen erfährt man von der Not der Frau heute angesichts des Frauenüberschusses, von der Einsamkeit der Ledigen und der Ehekrise der Nachkriegszeit. Ein Mann, aufgeweckt vom Ernst der Kriegs- und Gefangenschaftserlebnisse findet in seiner spielerischen, oberflächlichen, schmiegsamen, nach jeder Richtung hin hilfsbedürftigen und unselbständigen Frau nicht mehr die ihm notwendige Ergänzung in der Ehe, wie er sie vor dem Krieg in seiner Frau bejaht und geliebt hatte. Beide Partner sind ausgesprochene Egoisten, die selbst, wenn sie sich scheinbar hilfsbereit nur aufopfern für den anderen, in Wirklichkeit und in erster Linie sich selbst und ihre eigene Befriedigung suchen. Er, Werner, findet die fehlende Ergänzung in Karla, der Berufskameradin, die vom Kriegsleid bis ins Innerste gepackt und gereift, äusserlich von allem Besitz entblösst, innerlich total vereinsamt nach dem polaren Du im Manne ruft. Kindische Eifersuchtsszenen in der Ehe, basierend auf der theoretischen alten Ordnung, — ernsthaft geführte Dialoge zwischen Freund und Freundin über das autonome Recht des neuen Menschen in der Jetztzeit sind einander gegenübergestellt. Werner, der «Spiesser», kann sich indes nach aussen nicht lösen von dem «überlieferten, wenn auch heute sinnlos gewordenen Moral- und Gesellschaftskodex», aber heimlich möchte er der bürgerlichen Ordnung ausweichen und seiner Natur nachgeben. Eine durch Karla herbeigeführte Aussprache, in der sie die Ehefrau überzeugen möchte, dass ihre Ehe nur gewinnen könne durch das ergänzende Verhältnis ihres Mannes zur Freundin, wird durch die Ehefrau schroff beendet und bestimmt den Gatten zur Einreichung der Scheidung. Als jedoch seine Frau ihn verlassen will und wie immer beim Kofferpacken «in rührender Hilflosigkeit» seine Hilfe braucht, erkennt er, dass er sie nicht verlassen kann... Zugleich aber meint er, die Freundin nicht entbehren zu können. Der Erklärung Karlas, dass sie ein Kind von ihm erwartet, begegnet er mit dem brutalen Wort: «Das darf und wird nicht sein, Du wirst einen Arzt aufsuchen.» Die moderne Freundin, offen und ehrlich, als Frau, wenn auch in Sehnsucht nach dem Manne, so doch selbständig in Urteil und Entschluss, ist zu sehr Mutter von Natur aus, um seiner egoistischen Notlösung zu folgen. Sie weist ihn ab als einen Nicht-Ehrenmann. Er endet im Selbstmord in den Trümmern der zerstörten Stadt. Symbolisch wird herausgestellt: Die alte auf Gott gegründete Gesellschaftsordnung ist Ruinen gleich gegenüber der autonomen neuen Ordnung, die sich aus den Trümmerfeldern erhebt und der Natur ihr stark forderndes Recht gibt. Nur schwache Menschen halten am Alten fest, sind nicht mehr lebensfähig. Nur die neue starke Generation fordert ihr Recht unaufdringlich, aber in einem scharfen Entweder-Oder. Frauen dieser Art fragen: «Wie kann es überhaupt noch Frauen geben, die das nicht begreifen?», sie gehen ihren Weg, tapfer, ihrer Natur getreu, sind bereit, Mutter zu werden unter Verzicht auf den Mann, der ihrer nicht wert ist.

Dass es auch Ehefrauen gibt, die «heroisch» verzichten und sich liebevoll hineinversenken in die Welt der einsamen kinder- und ehelosen Frau zeigt ein zweites Bild. Stark stehen zwei Lebenspartner im Lebenskampf, beide berufstätig. Ihr Kind wird betreut durch die Freundin Renate, deren Mann im Krieg fiel, deren Kind starb und deren Heim in Trümmern liegt. Aber weder das neue Geborgensein im Heim der Freunde, das sie hausfraulich führt, noch deren Kind, das sie fast mehr besitzt als die berufstätige Mutter, können ersetzen, was ihr fehlt. Durch Selbstmord versucht sie Lösung des Problems, wird aber ins Leben zurückgerufen. Vergebens bemühen sich die Freunde um einen neuen Ehepartner für sie. In einem kühnen Entschluss, vermeintlich dem Ruf der Zeit folgend, bestimmt die Freundin ihren eigenen Ehemann zu einer Ehe zu Dritt», damit der Natur ihr Recht werde und neues Leben aus den Ruinen aufsteige, statt Leben verkümmern zu lassen unter den Trümmern einer überholten toten bürgerlichen Ordnung.» Wie dies Experiment des weiblichen «Heroismus» einer als ideal gezeichneten Mütterlichkeit gegenüber der leidenden Schwester ausgeht, bleibt dahingestellt — da bricht das Hörspiel ab.

Wo aber niemand hilft, keiner zum Aufbau zerrütteten Menschenlebens bereit ist — so zeichnet ein drittes Hörbild in mehreren Gesprächen, die sehr den Charakter zarter Scham vermissen lassen — da greifen die Menschenkinder einer ungeistigen Berufsklasse zur unnatürlichen Selbsthilfe. Diese Frauen erlebten das aussichtslose Ge-

Erinnerungen an Tiere 4

Von El. Studer-v. Goumoëns

Nachdruck verboten

Jede Art von Fahren war ein Fest für Tiggy. Nachdem er bei seiner Herreise von Zürich im Ultissimo-Auto in dieser Richtung Blut geleckt hatte, war er rettungslos dem Autosport verfallen. Ganz genau kannte er das Motorengeräusch jenes Wagens. Und wenn wir manchmal auf die Heimkehr der Jungen von einer möglichen oder unmöglichen Expedition warteten, so gab er Alarm, lang, lang bevor sie da waren, einfach weil er den Motor von weit her hörte und kannte: er hat sich nie geirrt. Als dann später eine andere Automarke an die Stelle des alten Wagens kam, da war er nicht mehr so unbeirrbar sicher. Aber bei unserem eigenen Wagen, da war er immer im Bild, bei Tag und bei Nacht.

Tiggys grosse Spezialität war das Springen. Es war geradezu unglaublich auf wie hohe Mauern, über wie hohe Zäune, in wie hohe Fenster er springen konnte. Wenn er im Garten war und es ging ihm zu lang mit der Haustüre, machte er in seinen besten Jahren einfach einen Hochsprung auf einen der ziemlich hoch liegenden Fenstersimse, von wo er dann durchs offene Fenster ins Zimmer hineinsprang.

Man hätte überhaupt einen Zirkushund aus ihm machen können bei einheitlicher und rationeller Dressur.

Was er nicht ausstehen konnte waren Gewitter und Schiessereien. An seiner ersten Fasnacht in unserer Stadt, die wie der 1. August hauptsächlich aus Knallen besteht, nahmen wir ihn mit zu einem Spaziergang; bei der Rückkehr in die Stadt ging die Knallerei los und plötzlich war das Tier weg — spurlos verschwunden. Es erschien auch zu Haus nicht — katastrophale Aufregung bei Maria-Theresia, Ultissimo musste antreten, die ganze Familie musste «Tiggy suchen», die Polizei wurde avisiert — kein Tiggy war zu finden. Schluchzend ging die Hundemutter um 11 Uhr endlich ins Bett und auch mir krabbelte es sonderbar ums Herz herum wenn ich daran dachte, nun sei eventuell die Hundefreude schon wieder zu Ende. Aber Tiggy hatte sich offenbar nur vor dem Strassenlärm und der Knallerei geflüchtet, und war irgendwo bei einer offenen Wirtshaustüre hineingeschlüpft. Denn als ein solider Hausgeist der im Haus wohnenden Grossmama um 3 Uhr oder 4 Uhr morgens nach Hause kam, fand sie das arme Tier zitternd vor der Gartentüre, und als es oben bei seiner beglückten Herrin landete, roch es dermassen nach Rauch und Alkohol, dass diese die Fenster trotz starker Winterkälte sperrweit aufmachen musste um schlafen zu können.

Bei Gewittern verkroch sich Tiggy am liebsten in irgend ein Bett, und mehr als einmal fand ich ihn zitternd in dem meinigen; einmal guckte unter dem Kopfkissen hervor seine buschige Rute, während sich der übrige Tiggy fest unter Kissen und Decken vergraben hatte. Später als er in meinem Zimmer schlief hüpfte er dann auf mein Bett, und legte sich zwischen die Wand und mich, eng an mich geschmiegt, aber erst wenn ich seine Pfote hielt wurde er ruhig. Er war wirklich ein liebes und anhängliches Tier, und wenn seine Herrin oder später ich einen Koffer hervorholten, und er eine Abreise witterte, dann war er ganz niedergeschlagen. Wenn ich weg war, frass er oft tagelang nicht, aber sobald ich heim kam rannte er nach der ersten stürmischen Begrüssung schnurstraks in die Küche und frass dann ganze Berge auf.

Die Tier-Leidenschaft unserer Tochter ging aber abgesehen von Blindschleichen! noch weiter — bei einem Ausflug sah sie einmal eine schöne goldbraune, junge Katze mit fabelhaften haselnussbraunen Augen. Am andern Tag pumpte sie einen Fünffränkler von mir — ich wusste natürlich nicht wozu — und lief in das betreffende Dorf zurück — (wieder statt in die Uni!) und kam mit der Katze heim. Das gab nun zuerst ein kleineres Theater, aber bald waren die beiden Tiere innige Freunde, und nie habe ich etwas hübscheres und graziöseres gesehen als das Spiel dieser beiden, wenn sie im Wohnzimmer auf den und um die roten Lehnstühle herumturnten. Vor Weihnachten wurde dann diese schönste aller Katzen — die einen Ming begeistert hätte — gestohlen und wahrscheinlich gebraten und von Kanibalen gefressen. Es gab grosse Trauer, besonders bei Tiggy der seine Spielgefährtin tagelang suchte.

Dann kam die Zeit wo der Hausherr infolge einer Beinfraktur monatelang liegen musste. Tiggy wusste sehr gut, dass dieser ihn duldete, aber nicht liebte. Aber trotzdem kam er jeden Morgen einen Augenblick an das Krankenbett, so wie um zu fragen wie die Nacht gewesen sei — dann verzog er sich. Wenn aber ich einmal im Bett lag so wich er kaum aus dem Zimmer. Denn als Maria-Theresia dann später ihren Ultissimo heiratete, wechselte er ganz zu mir über, und als sie aus dem Ausland zum erstenmal mit ihrem Erstgeborenen heimkam, und Tiggy gar keine Rolle mehr spielte, da war es für ihn endgültig aus mit ihr. Den Buben akzeptierte er, und als dieser grösser war, wüteten sie zusammen im Garten wie zwei Ungeheuer, gruben Rosenstöcke, ja ganze Sträucher aus, und es war ihnen nicht beizukommen, vor gegenseitigem Glück!

In der Ernährung war er äusserst bequem, frass alles, von der Gemüsesuppe bis zur Chocoladencrème; Schokolade war seine Leidenschaft. Ein Sport von ihm war — ich kam ganz zufällig darauf — von Zeit zu Zeit eine Küchenfenster-Tournée in der Nachbarschaft zu absolvieren —. «Jeder Jüngling hat einmal, einen Hang zum Küchenpersonal!» Von diesen Besuchen brachte er en gros Knochen heim, die er irgendwo im Garten vergrub — und wenn es ihm bei uns dann eine zeitlang zu vegetarisch zuging, grub er einen Knochen

plänkel kleiner Liebeleien. Der Frauenüberschuss erlaubt dem männlichen Egoismus alles. Sie fürchten das Dirnentum, aber sie mögen nicht leben ohne Zärtlichkeit. Lesbische Liebe ist ihre Notlösung, die zu Verkrampfung und zu völliger Umkehr der Natur und damit zu seelischem Ruin führt.

Die Tendenz dieses Hörspiels ist klar. Man erkennt mit Schaudern die biologistischen Pläne des Nationalsozialismus und das vom Dritten Reich für die Nachkriegszeit vorbereitete Gesetz zur Behebung des Frauenüberschusses. Man sieht mit Entsetzen, wie diese Ideen und Anregungen weiter wuchern. Wir Frauen, die wir seit 1933 mit allen Mitteln in Erziehung, Unterricht und soweit als möglich war, auch öffentlich gegen solche entwürdigenden Tendenzen kämpften, fühlen uns zutiefst verpflichtet, auch heute dagegen aufzutreten und an die gesamte Frauenwelt zu appellieren um ihre Mithilfe.

Auch wir bejahen das Recht der alleinstehenden Frau auf ein Heim, wenn auch der Not der Zeit entsprechend im bescheidenen Masse. Es geht nicht an, dass man behördlicherseits nur verheirateten Frauen ein Anrecht auf Wohnung gewährt. Wieviel Kraft seelischer wie auch beruflicher Art wird verschwendet, wenn der berufstätigen Frau nur eine Schlafstelle oder ein möbliertes Zimmer zur Verfügung steht. Die Frau kann nur dann als Eigenpersönlichkeit sich dem nivellierenden Einfluss der Masse entziehen und für die Allgemeinheit frei-verantwortungsbewusste Arbeit leisten, wenn sie wenigstens einen Raum ihrer Eigenart entsprechend ausgestalten und als Eigenheim ansprechen kann. Wie manche Ledige sucht im Kino sich die Gemütlichkeit eines schönen, behaglichen Heimes mit harmonischem Intérieur auf der Leinwand vorzutäuschen. Die Frauenorganisationen müssten Junggesellinnenheime schaffen, an den überlieferten Wohnungsgesetzen zu Aenderungen beitragen. Vor allem aber dürften nicht gerade die verheirateten Frauen die ärgsten Widersacher der Ledigen sein und ihnen das Recht auf Eigenheim absprechen aus egoistischen Gründen oder in ihnen eine bequeme Verdienstzusatzmöglichkeit als «möblierte Dame» sehen wollen.

Die Zukunft eines neuen Europa, ja einer neuen Welt, hängt wesentlich davon ab, wie wir den sogenannten Frauenüberschuss meistern und in die rechten Bahnen lenken und somit fruchtbar machen für den Wiederaufbau. Mit einer Ueberschätzung des leiblichen Muttertums und der daraus geforderten Polygamie ist dies Problem nicht gelöst, ebensowenig wie mit einer Unterschätzung der natürlichen Anlage zur Mutterschaft. Aber wesentlich den Beruf der Frau und ihre Daseinserfüllung nur im Biologischen sehen zu wollen, ist ebenso einseitig wie die gnostische Ablehnung. Beruf ist Ruf der Zeit. Die Zeit ruft nach Gesundung der auf Treue basierten Einehe. Der Ruf der Zeit ergeht an unsere nicht zur Ehe kommenden Frauenwelt, die grossen Aufgaben, die ihrer harren, überhaupt zu sehen und in freudiger Bejahung der heutigen Lage ohne jedes Ressentiment, ohne altjüngferliche Resignation, ohne Neid gegenüber der verheirateten Frau, tapfer und treu die Forderungen des Lebens zu erfüllen in einem rein-geführten Leben, ohne selbst etwas anderes vom Leben zu fordern als ungeschmälert durch männliche Hybris und kleinlichen Konkurrenzkampf die jeweiligen Aufgaben erfüllen zu dürfen.

Wurde doch die Frau nach dem Schöpfungsplane Gottes nicht erschaffen, dass sie sich wie eine Efeuranke hilfsbedürftig um den Mann winde, das möchte sein Rückgrat beugen und ihn zu Boden ziehen, nicht dass sie sich vom Mann durchs Paradies des Lebens tragen lassen als ein Spielzeug, sondern dass sie als «sein Gegenüber» zusammen mit ihm die Erde, die Umwelt sich untertan mache. Nicht so, dass beide an diese unter Natur und deren materiellen Gesetze sich verlieren, sondern dass beide die Natur von oben her beherrschen und vom Geistigen her königlich formen.

Die Frauenbewegung der Jahrhundertwende erkannte bereits klar die Nachteile einer allein durch den Mann gestalteten Welt, sie verlangte, dass auch die Frau ihren Teil dazu beitrage. Der Ruf nach voller Anerkennung der Frau im geistigen und kulturellen Leben ist seither nicht wieder verstummt. Wenn sich solche, die Frauenwürde verletzenden Tendenzen geltend machen, ist es unser Recht und unsere Pflicht, in aller Oeffentlichkeit dagegen zu protestieren. Heute, da die alte, einseitig vom Manne geformte Welt in Trümmern liegt, sind wir Frauen berufen zum Wiederaufbau einer menschlichen, nicht männlichen Kulturwelt. Unter diesem Gesichtspunkt gibt es auch heute keinen Frauenüberschuss. Gilt es doch der Macht der gedankenlosen Masse die geistige Macht der verantwortungsbewussten Persönlichkeit gegenüberzustellen, den begehrlichen Eros zu veredeln durch die dienende Charis, um somit die dämonische Macht brutaler Gewalt und Herrschaft zu besiegen durch die Macht demütiger selbstloser fraulicher Liebe.

Elfriede Fuhrmann

Frau Doktor — oder nicht?

Frau Brigitte von Rechenberg beginnt den Kampf gegen das Titeltragen und die Titelsucht der Gattin titeltragender Männer mit frischem Mut.

Andere Frauen und auch ich haben schon vor 4 Jahrzehnten den Kampf aufgenommen. Wieviel 1000 Male habe ich wohl gesagt: ich nenne mich nicht Frau Doktor, sondern Frau «Müller», ich habe keinen Doktorgrad, heutzutage gehört der Doktortitel den Frauen, die den Grad selbst erworben haben und was dergleichen überzeugende Argumente mehr sind. Ich sagte es überall, meiner Hausangestellten, meinen Zimmermietern, meinen Bekannten; im Telephonbuch liess ich das ohne mein Wissen gedruckte «Dr.» streichen. Ich nahm den Kampf auf in einer Wohlfahrtsorganisation und bat, wenigstens für mich den Titel «Dr.» wegzulassen, auch da ohne Erfolg. «Sie sind es», so hiess es, meine so gut fundierten Argumente nützten nichts.

Und nun bin ich alt geworden und habe den Widerstand aufgegeben. Sein Leben lang sich mit etwas auseinanderzusetzen, das irgendwie am Rande der Frauenbewegung steht, nicht im Zentrum, wie das Frauenstimmrecht, macht müde, vor allem, wenn man weder für sich selbst noch für die andern Frauen «Doktor», «Professor» oder «Direktor» erfolgreich ist.

Möge nun Frau von Rechenberg den Kampf neu aufnehmen für viele, die längst so denken wie sie und siegen, das wünsche ich ihr von Herzen.

E. F.

Ebenfalls als alte Kämpferin für diese Auffassung kann ich die Erfahrungen von Frau E. F. nur bestätigen. Als junge Frau aus westlicheren Gegenden der Schweiz in östlichere verpflanzt, war ich geradezu entsetzt ob der ewigen Titulierereі, und freute mich jedesmal, während der Ferien wieder einige Wochen nur mit meinem ehrlichen, mir vor Gott und Menschen zustehenden Namen angeredet zu werden.

In meinen Augen ist es heutzutage direkt eine Ungerechtigkeit gegen die vielen Frauen, die durch saure Arbeit zu ihrem Dr.-Titel gelangt sind, und es ist zu hoffen, dass diese kleine Diskussion im Frauenblatt wenigstens in unseren Kreisen dem Kampf gegen das ewige «Sich-andökterlen» einen neuen Elan gibt.

El. St.

Eine Ausstellung im Dienste der Hausfrau

G. M. Im gleichen Raum des kantonalen Gewerbemuseums in Bern, in dem die Hausfrauen seinerzeit ihre Rationierungskarten holten, erhalten sie gegenwärtig Anleitung zum klugen Rationieren ihrer Zeit und Kraft. Eine durchdachte und klar gegliederte Schau «Haushalten heute» stellt sich in dieser Art in den Dienst der Frauen. Die Ausstellung — auf die in einem weiteren Bericht näher eingetreten werden soll — gibt eine anschauliche und lehrreiche Uebersicht über das weitverzweigte Gebiet der Hauswirtschaft, will den Hausfrauen die mannigfachen Schwierigkeiten, denen sie sich heute gegenübersehen, meistern helfen.

Die Schau steht im Zeichen einer massvollen, unseren schweizerischen Verhältnissen und Bedürfnissen angepassten Rationalisierung des Haushaltes. Aus der Flut der industriellen Erzeugnisse, die sich ja alle als Helfer der Hausfrau gebärden, greift sie kritischen Sinnes heraus, was der Hausfrau wirklich dient, ihre Arbeit vereinfacht und erleichtert. In wirksamen Kontrasten stellt sie Altes dem Neuen gegenüber, unzweckmässige Arbeitsmethoden den rationellen, zeit- und kräftesparenden, verweist auch auf die Entwicklung und methodische Umgestaltung des hauswirtschaftlichen Unterrichts. Das Thema «Kochen heute» wird in einer temporären Schau einfallreich abgewandelt, unter Einbeziehung der Diätküche. Und die moderne Ausstellungsküche mit ihrer mustergültigen Dimensionierung und Anordnung der Arbeitsplätze ruft dem Wunsch, dass neben den Hausfrauen auch die Baufachleute sich die Ausstellung ansehen möchten.

Die unter dem Patronat des Bernischen Frauenbundes stehende Schau ist mit gründlicher Fachkenntnis und spürbarer Liebe zur Sache von stadtbernischen Frauenorganisationen in monatelanger Arbeit geschaffen worden, unter Mitwirkung von behördlichen Institutionen und Firmen. Dem «Stosstrupp», der sich besonders um die Ausstellung verdient gemacht hat, gehörten neben Frl. R. Neuenschwander, Präsidentin, und Frl. Weyermann, der Sekretärin des Bernischen Frauenbundes an: Frl. Studer, eidgenössische Hauswirtschaftsinspektorin im «Biga», die Vorsteherin der Haushaltungsschule Fischerweg und der Frauenarbeitsschule Bern: Frl. Nyffeler und Frl. Mützenberg, ferner die Frauen Dr. Debrit-Vogel, Scherler und Dr. Brägger.

Die Ausstellung, in deren Rahmen auch Vorträge stattfinden werden, wurde am 21. Januar im Beisein zahlreicher Vertreterinnen von Frauenorganisationen und der Abgesandten eidgenössischer, kantonaler und städtischer Behörden eröffnet. In ihrer Begrüssungsansprache trat Rosa Neuenschwander auf das Ziel der Ausstellung ein. Das Haushalten verlange heute von der Frau nicht weniger körperliche, seelische und geistige Kräfte als das Haushalten von einst. Der Haushalt von ehemals war einfacher, an Wohnung, Kleidung und Nahrung wurden kleinere Ansprüche gestellt. Zwar wird uns heute von Wissenschaft, Technik, Gewerbe, Industrie und Handel das geboten, was unsere Grossmütter noch selbst herstellen mussten. Aber der Hausfrau von einst stunden die eigenen Töchter und dienstbare Hilfskräfte zur Seite. Die hohen Lebenshaltungskosten erlauben es heute weiten Kreisen nicht mehr, Hilfskräfte zu halten, die zudem fehlen. Und aus den früheren Haustöchtern sind Berufstätige geworden.

Dank den Bestrebungen von Wissenschaft, Technik, Gewerbe und Industrie wird es heute der Hausfrau breiter Volksschichten möglich gemacht, den Haushalt selbst zu meistern. Voraussetzung ist jedoch die Kenntnis der ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmittel und deren nutzbringende Anwendung. Diese Kenntnis möchte «Haushalten heute» schaffen und erweitern. Die Schau — so führte Fräulein Neuenschwander weiter aus — bedeute einen ersten Versuch zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen Hausfrau und Produzent, einer Zusammenarbeit, wie sie in vielen andern Ländern längst verwirklicht sei.

Politisches und anderes

Der Bundesrat

hat die kommunistische chinesische Regierung in Peking de jure anerkannt, da er sich überzeugt hat, dass sie die völkerrechtlichen Voraussetzungen für die Anerkennung erfüllt. «Die Anerkennung eines Landes ist nicht identisch mit der Anerkennung seines Régimes, denn jedes Régime ist in rechtlicher Hinsicht eine interne Angelegenheit» äusserte sich Bevin, als England Chinas jetzige Regierung anerkannte.

Mit der gleichen Argumentation anerkannten jeweils die Staaten die Regierungen Hitlers, Mussolinis, Stalins usf.

Der bisherige chinesische Gesandte und einer seiner Legationsräte ersuchten, als Privatpersonen in der Schweiz bleiben zu können; das gesamte bisherige nationalchinesische Gesandtschaftspersonal hat es abgelehnt, sich zum Umschwung zu bekennen.

In Finnland

ist der 79jährige Präsident Paasikivi neuerdings zum Staatsoberhaupt gewählt worden. Er siegte über je einen Kandidaten der Kommunisten und der Bauern. Das Volk hat sich damit für den um seiner integern Persönlichkeit und um seiner furchtlosen und klugen Diplomatie geliebten Präsidenten ausgesprochen.

Aus der parlamentarischen Arbeit in Israel

Ein neues Gesetz sieht vor, dass alle Frauen von 18—34 Jahren (die Männer von 18—49 Jahren) militärdienstpflichtig sind. Die Frauendienstpflicht ist auch für Friedenszeiten vorgesehen. — Die obligatorische, unentgeltliche Schulpflicht — eine grosse Neuerung im Nahen Osten — wurde ebenfalls verfügt.

Das ferne Tibet,

bisher in geheimnisvoller Unzugänglichkeit geblieben, soll nun Beute des kommunistischen China werden. In Gewaltmärschen sollen chinesische Truppen über die hohen Himalayapässe und durch die Wüste Gobi dem Lande nahe gekommen sein, um es «von der imperialistischen Verschwörung, Tibet anzugreifen, zu befreien.»

Die Weltgesundheitsorganisation,

eine Schöpfung der UNO, wird ihre ständigen Bureaux in Genf aufschlagen. Dafür soll auf dem Areal des Völkerbundspalais gebaut werden und ein Fonds von 5 Millionen (drei Millionen aus Bundesgeld inbegriffen) wurde gutgeheissen. — Zur Zeit beabsichtigt diese Institution, mit neuen Methoden die Tollwut in Aegypten und Israel zu bekämpfen.

Das amerikanische Wehrkommando

hat die Aufhebung aller rassischen oder religiösen Schranken im Offizierskorps und bei den Truppen verfügt. Farbige werden nicht mehr in besonderen Einheiten zusammengefasst.

Ein Sozial-Sekretariat in London

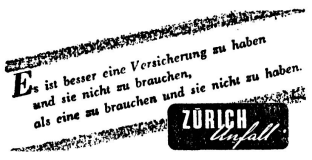
ist auf Initiative des Internationalen Verbandes der Freundinnen junger Mädchen und in Zusammenarbeit mit dem katholischen Mädchenschutzverein und weiterer interessierter Kreise in London geöffnet worden. Es soll den jungen Schweizerinnen, die in England in Stellung gehen, zur Raterteilung und für Freizeitgestaltung, usw. zur Verfügung stehen. Das politische Departement gewährt einen Kostenbeitrag, die Gesandtschaft in London ihre moralische Unterstützung; die Leitung hat eine schweizerische Fürsorgerin, Frl. Wolfer, inne.

Die Besteuerung des Bieres

wird, laut Bundesratsbeschluss, ein weiteres Jahr, bis Ende 1950, weiter geführt.

Guter Sportsgeist

herrschte beim Internationalen Damen-Skirennen in Grindelwald, wo Sportskolleginnen aus der Schweiz, England, Frankreich, Italien, Oesterreich und Deutschland um den Sieg rangen. «Wir nahmen», schreibt die Berichterstattung der NZZ, «einen sehr guten Eindruck nach Hause. Es war reiner Sport, wie er uns nur noch in ganz seltenen Ausnahmen beschert wird.



aus und erschien dann plötzlich mit so einem duftenden Fund!

Sein grösster Spass war das Chokoladespiel. Da versteckte man ihm, womöglich im grossen Wohnzimmer ein Stück Chokolade, oft sehr schwierig, hoch, hinter etwas, wie die Kinder es beim Fingerhutspiel machen. Er reagierte auf «kalt» und «warm»; und fand das gesuchte gewöhnlich sehr rasch. Eines Samstagabends kam kurz vor dem Nachtessen ein Freund des Hauses und blieb gerne zum traditionellen samstäglichen «Anke-z'Nacht», das ich zum grossen Zorn einer älteren Ostschweizer Köchin, die damals da war, nicht mit einem Hors-d'ouvres und dem im Essig ruhenden Sonntagsbraten zu verbessern gewillt war: treu unserem Hausprinzip, dass jeder hereinschneien könne zu einem Teller Suppe oder einer Tasse Tee, ohne dass etwas am Menu geändert werde, sogar wenn es wie in diesem Fall ein Regierungsrat war.

Diese Perle hat dann auch gleich nachher gekündet: «weil sie an gepflegte Häuser gewöhnt sei, in denen man wisse, wie man einen Regierungsrat zu empfangen habe!» Da ich als geborene Bernerin in Fragen «Gastfreundschaft» mit «Unkompliziertheit» belastet bin, konnte ich das natürlich nicht wissen, und hatte leider trotz dieser freundlichen Instruktion nicht die Absicht umzulernen, da sich alles bei dem angewendeten Modus wohl befand.

Bis zum Nachtessen haben die Kinder dann dem Besuch die Chokoladesucherei von Tiggy vordemonstriert und zuletzt aus Uebermut ihm selber ein Stück Chokolade mitten auf's Haupt gepflanzt. Nach längerer, unruhiger Sucherei merkte der Hund, wo der Hase im Pfeffer lag, und dann war es köstlich zu beobachten wie befangen und zugleich gierig er um den armen Herrn Regierungsrat, der sich nicht bewegen durfte, herumschnüffelte, ohne natürlich den Sprung in die Höhe zu wagen.

Wenn die an gepflegte Häuser gewöhnte Köchin erst diese Respektlosigkeit, zusätzlich zum «Anke-z'Nacht» mit angesehen hätte, wäre sie sicher am gleichen Abend noch weggelaufen.

Trotz seiner Chokolade-Passion hat aber Tiggy nie welche stibitzt, auch wenn von freundlicher Gatten- oder Kinderhand gelegentlich ein Stück auf meinen Nachttisch gelegt wurde. Oft bemerkte ich das gar nicht, aber dann gab mir der Hund ein Stüpflein, hob die Nase hinauf zu dem was ihm schon lang hineingestochen hatte, und von dem er sicher war seinen Anteil zu erhalten.

Wenn Tiggy ein Tier jagte so war er von einer grauenhaften Hartnäckigkeit. Am schlimmsten waren die Igel, denen er in keiner Weise beikommen konnte. Einmal blieb Secundo, weil er einen lahmen Fuss hatte, an einem Sommerabend allein mit Tiggy zu Haus. Er legte sich draussen in einen Liegestuhl, und Tiggy trieb sich im Garten herum. Plötzlich ging ein wütendes Gebell los, Secundo liess ihn bellen; liess ihn, weil zu faul um aufzustehen, und zu wenig nervös um sich über das Gebell aufzuregen eine ganze volle Stunde lang bellen. Endlich reklamierte jemand aus der Nachbarschaft und Secundo vertrieb Tiggy von seinem Igel, der ihn so rabiat gemacht hatte. Bei Tageslicht fand man dann im Rasen einen runden grünen Platz, auf dem der Igel gesessen hatte, und um diesen herum in einem regelmässigen Kreis war das Gras etwa 30 Zentimeter breit, so vollständig zusammengetreten zu einem braunen Streifen, dass den ganzen Sommer hindurch kein Halm mehr darauf gewachsen ist. Charakteristisch für Tiggys Ausdauer, und Secundos Nerven!

In diesen Jahren, als ich wieder einmal Geburtstag feierte und plaudernd mit meiner Schwester im Wohnzimmer sass, läutete die Hausglocke stürmisch, aber weiter geschah nichts. Nach einer Weile öffnete sich ganz leise die Tür und herein spazierte ein entzückendes kleines schwarzes Hundevieh, ein kleiner Coker Spaniel — und sonst nichts. Aber dann ging die Türe ganz auf und der Primo stand da, direkt aus Paris angekommen, mir strahlend sein Geburtstagsgeschenk, das kleine Hexli überreichend. Hexli war ein entzückendes Tier, aber zu zart für die Freundschaft von Tiggy, der es aus Freude fast umbrachte vor Zärtlichkeit. Nach etwa drei Wochen wurde es krank, wahrscheinlich an einer Erkältung und trotz meiner Tag und Nacht ununterbrochenen Pflege ging es bald ein, was uns alle sehr betrübte, besonders auch Tiggy, der gerne einen Spielkameraden gehabt hätte.

Als Tiggy zum ersten Male an Weihnachten bei uns war, wollten ihm die Kinder absolut auch eine Freude machen, sehr gegen meinen Willen, weil ich diese Einbeziehung eines Tieres in den Weihnachtsgedanken nie sehr liebte. Aber trotzdem, er bekam seine «Wienerli». Von da an, jedes Jahr, sobald die Tanne, noch leer an ihrem Platze stand, legte sich Tiggy darunter und wartete: er wusste was nun kommen würde. Sobald der Baum aber geschmückt war, wich er den ganzen Tag nicht mehr von der Stelle. So gab es einfach nichts einmal Erlebtes, was er sich nicht ganz fest ins Gedächtnis schrieb! Und wenn er hätte reden können, hätte er mich sicher oft an etwas erinnert, das ich selber vergessen hatte!

Durch einen Autounfall hatte ich einmal einen Wirbelbruch, und war, da Ferienzeit, nachher einige Wochen ganz allein mit Tiggy daheim; wie war er da rührend um mich besorgt! Wenn ich etwas fallen liess hob er's mir auf, und als ich nach Wochen am Stock mit einem Brief an die Post humpelte, riss er mir den Brief aus der Hand, trug ihn, wich nicht von meiner Seite. An der Post wollte er mir den Brief dann aber nicht mehr geben, so dass ich im nahen Laden zuerst ein Stück Zucker holen musste um ihm den Brief zu entlocken.

Wenn wir alle, junge und alte — fröhlich und ausgelassen waren, so machte Tiggy halb verrückt vor Freude mit einem Höllenlärm mit. Und wenn mich etwas plagte und bedrückte, dann merkte er es immer am schnellsten. Dann legte er mir den Kopf auf die Knie, schaute mich so treuherzig an, und wenn er hätte sprechen können hätte er sicher gesagt «O Froueli, wäge däm, wäge däm, wäge däm muesch du nid truurig sy.» Ja, so war Tiggy — einfach ein Freund für alle und alles!

Man hatte nie das Gefühl, dass die Teilnehmer in verschiedene Lager gespalten waren. In einer heiteren frohen Gemeinschaft machte man sich nie den Sieg streitig, ohne eine Niederlage zu dramatisieren oder einen Sieg als grosses Ereignis zu feiern.» Als Siegerinnen gingen je eine Italienerin, eine Deutsche, eine Oesterreicherin und eine Schweizerin hervor.

Studio Bern

hat Ehrenpreise von 1000 Franken an etliche langjährige Mitarbeiter verteilt. Unter ihnen ist die Primarlehrerin Hedy Sutter (Bern) «für das liebevolle und erfolgreiche Streben, ihre Kinderstunden mit feinem Sinn sowohl erzieherisch wie unterhaltend zu gestalten», belohnt worden.

E. B.

Wohnbauvorlage — Ja oder Nein?

Wer hat ein grösseres Interesse an dieser Frage als wir Frauen! Den meisten von uns ist doch nichts so lieb wie unser Heim, seien wir nun verheiratet oder alleinstehend. Wir können noch nicht mitmachen bei der Abstimmung vom nächsten Sonntag, aber über das schwierige Problem nachdenken, das dürfen wir, das kann uns niemand verwehren. — Vom Standpunkt der heutigen Lage auf dem Wohnungsmarkt betrachtet, möchte man Ja sagen zu dieser Vorlage. Grundsätzlich ist es aber keineswegs richtig, dass der Staat den Privaten Beiträge leistet an ihre Wohnbauten, der Bürger sollte selber imstande sein, sich sein Haus zu bauen. Durch die Inflation und die Bodenspekulation ist aber die Erstellung von Wohnungen unsinnig verteuert worden, sodass der Private das völlig unrentabel gewordene Bauen unterliess. Da aber die Menschen, deren es immer mehr wurden, ein Dach über dem Kopfe haben mussten, kam man auf den Ausweg der staatlichen Subventionen für den Wohnungsbau. Dies bedeutet natürlich, dass die Steuerzahler beitragen müssen, dass die Mieten in den neuen Häusern nicht noch höher steigen. Eine solche Politik kann nicht gesund sein, das sieht jeder ein, der in der Idee der staatlichen Planwirtschaft nicht völlig befangen ist. Mir scheint, es sei genug, wenn der Staat Bauvorschriften erlässt, vom Wohnungsbau selber sollte er seine Hände fern halten. — Einmal nun in eine solche Sackgasse geraten, kann man natürlich nicht von einem Tag auf den andern mit dem Subventionieren aufhören. Uebrigens handelt es sich ja hier nur um die eidgenössischen Beiträge, nicht um die kantonalen und kommunalen.

Den Befürwortern wie den Gegnern der Wohnbauvorlage muss vorgeworfen werden, dass sie nichts getan haben, um allmählich aus diesen üblen Zuständen herauszukommen. Eine von einem Fachmann im Nationalrat vorgebrachte Motion verlangte den schrittweisen Abbau der Mietzinsvorschriften, die Verwendung eines Teiles der höhern Mieten zur Subventionierung neuer Bauten bis zum Zeitpunkt, da der Ausgleich zwischen den Mieten alter und neuer Wohnungen gefunden worden wäre. Diskussionslos wurde dieser Vorschlag begraben; Freunde und Gegner der Subventionen haben ihm ein schroffes Nein entgegengesetzt, sie selbst aber haben überhaupt keinen Ausweg gezeigt. Die Befürworter der Subventionen möchten offensichtlich den gegenwärtigen Zustand zu einem dauernden machen, sie sehen in ihm ein Stück der von ihnen ersehnten Planwirtschaft und staatlichen Produktionslenkung. Den Gegnern der Subventionen ist wohl der in jener Motion aufgezeigte Weg zu langwierig vorgekommen, eine rasche Beendigung des Subventionenzaubers mag ihnen besser zusagen. Es ist auch leicht möglich, dass das Schweizervolk am 29. Januar die Vorlage verwerfen wird, weil es von der Staatswirtschaft je länger je mehr genug hat. F. A.

Brief aus Jerusalem

Wir sind auserkoren, die atembeklemmende Wahrheit der Prophetenworte zu erleben:

«Und ich bringe zurück die Rückkehr meines Volkes, und sie bauen Städte in der Wüste und bewohnen sie; sie pflanzen Wein und geniessen seinen Saft; sie legen Gärten an und essen ihre Früchte. Denn ich will sie einpflanzen in ihr Land, und sie werden nicht wieder fortgerissen von ihrer Heimat, die ich ihnen gegeben habe. So spricht dein Gott.» (Amos 9/14.)

In diesen Tagen haben die Juden in Israel die erste Million erreicht und schon überschritten. Vom Beginn der Einwanderung im Jahre 1882 bis 1948, dem Ende der britischen Mandatsregierung, sind 522 000 Juden ins Land gekommen. In der kurzen Zeit vom Mai 1948 bis Dezember 1949 wanderten allein 330 000 Juden ein. Die Tore Israels sind für alle offen, auch für Kranke und Greise. Unablässig kommt der Einwanderungsstrom ins Land.

Aus 45 Ländern kommen sie, viele auf israelischen Schiffen und auf dem Luftweg. Keine Opfer werden gescheut, um diejenigen, die unmittelbar bedroht sind, rasch ins Land zu schaffen. Es kommen die Juden aus Polen, es drängen die Juden Libyens, die nordafrikanischen Juden sind bereit, die Jemeniten werden bald alle hier gesammelt sein.

Das überstürzte Tempo der Einwanderung kann nur durch Uebergangslager bewältigt werden. In Rosch La Ajin, nahe der Siedlung Petachtikwah, sind in einem englischen Militärlager Tausende Juden aus Yemen untergebracht. Sie leben vorwiegend in Zelten. Die Gesundheitsorganisation Hadassah hat ein Krankenhaus für Kinder in Betrieb gesetzt; ein solches für Erwachsene ist bald bezugsbereit. In einer Riesenküche wird nach ihrem Geschmack gekocht, gegessen wird in den Zelten. Mit grösster Sorgfalt werden die Kleinkinder betreut. Kinder und Erwachsene kommen aus Yemen unterernährt und fast alle krank an. Sie erhalten alle sofort Sonderrationen. So gross ist ihr Untergewicht, dass die Transportflugzeuge anstatt 48 Passagiere 120 Yemeniten befördern. Die Kinder sind unterentwickelt. Man muss es gesehen haben, mit welcher Sorgfalt und Hingabe diese winzigen Lebewesen, die aus hautbedeckten Knochen und Augen bestehen, von Aerzten und Schwestern behandelt werden. Sie werden mit raschem Erfolg bald kräftig und gesund. Die anfangs sehr misstrauischen Mütter haben das bald begriffen und warten mit ihren Kindern geduldig oft stundenlang, bis sie an die Reihe zur Untersuchung kommen.

Die Frauen waren in Yemen rechtlos. Aber schnell begreifen gerade sie die neue Welt und ihre Möglichkeiten. Sie verlangen immer wieder, mit den Kindern in die Schule gehen zu dürfen und mitzulernen. Ebenso schnell werden sie vermutlich den Entwicklungssprung machen wie ihre Stammensgenossin, die vor Jahren gekommen ist und als Haushaltshilfe, Beamtin, Arbeiterin ihren Platz ausfüllt, oder als Unternehmerin der Frauenorganisation «WIZO» Strickarbeit übernimmt, wodurch sie vielen Yemeniten Arbeitsmöglichkeit schafft.

In einem neugegründeten Yemenitendorf wurde eine Frau in den «waad» (die Ortsverwaltung) gewählt, eine für yemenitische Männer bisher noch nicht dagewesene Tatsache.

Diese dunkelhäutigen, fremdartigen Menschen machen einen unvergesslichen Eindruck. Die Frauen mit ihren yemitischen Hauben, mit Münzen behängt und enganliegenden Hosen, die unter den Röcken hervorschauen; die Männer in hemdartigen Gewändern, mit Schläfenlocken und dünnen Bärten, manche — je nach dem Stamm — mit in Zöpfen gelegten Haaren. Neue Kleider lennen die Yemeniten zuerst ab, um dann in kindischer Eitelkeit grosse Freude daran zu finden. Schuhe wollen sie nicht tragen. Sie schneiden Laken in der Mitte aus und gehen darin herum. Am meisten sehnen sie sich nach ein paar Geldmünzen, um damit in die nächste Stadt fahren zu können und dort die Auslagen zu bewundern.

Im Lager Rosch La Ajin herrscht nicht eine ansteckend wirkende Bedrücktheit wie in vielen anderen Lagern, sondern eine frohe Lebendigkeit, die vielleicht von dem grossen Wunder herrührt, das sie alle auf «Adlersfittichen» nach Israel gebracht hat, genau wie es in der Heiligen Schrift verheissen wurde.

Aus dem unwegsamen Gebirgsland Yemen, am Rande der arabischen Wüste, haben sich die Juden gesammelt, wo sie vielfach seit 2000 Jahren als Fellachen, Bauern und Feldarbeiter ein Sklavenleben geführt hatten. Keine Post, keine Zeitung, kein Radio ist in die abgelegenen, verstreuten Dörfer gedrungen. Das gesprochene Wort und «die innere Stimme» rief sie nach Israel. Unvorstellbar schwer wurde ihnen diese Wanderung von der arabischen Umwelt gemacht. Nur eine Auslese der Starken konnte den Anforderungen bestehen. Ihre ärmliche Habe mussten sie einbüssen; geblieben sind ihnen die heiligen Schriften und ihr unerschütterlicher Glaube. Voll Stolz zeigen zwei Jungen im Lager ihre Synagoge: ein Zelt, ein paar vergilbte Bücher und zwei Therarollen. Für diese Menschen ist alles Wunder — und gleichzeitig Selbstverständlichkeit.

Nelly Muntner, Jerusalem.

„Das Beste?" nein!!- Nur Pic-Fein!

Bund Schweizerischer Frauenvereine

An die Präsidentinnen der Mitgliederverbände und an die Kommissionsmitglieder des Bundes Schweiz. Frauenvereine

Sehr geehrte Frauen,

Im neubegonnenen Jahre senden Ihnen der Vorstand und das Sekretariat des Bundes Schweizerischer Frauenvereine ihre besten Wünsche. Möge das Jahr 1950 für Sie und Ihre Vereine ein Jahr fruchtbarer Arbeit sein, und möge es dem Bund nicht nur Ihre Mitgliedschaft, sondern auch Ihre Freundschaft erhalten!

Wir möchten Ihnen heute schon mitteilen, dass die diesjährige Delegiertenversammlung am 22. April in Bern stattfinden wird, und dass wir anschliessend daran am Sonntag, den 23. April das 50jährige Jubiläum des Bundes Schweizerischer Frauenvereine feiern werden. Was für das Jubiläumsjahr geplant wird, werden Sie durch ein separates Schreiben bald erfahren. In bezug auf die Delegiertenversammlung bitten wir Sie, unsere Statuten nachzulesen und nicht zu vergessen, dass Anträge zu Handen der Versammlung bis am 15. Februar eingereicht werden sollen.

Wir haben uns sehr gefreut, dass Sie in so grosser Zahl an unserer Tagung für Wirtschaftsfragen in Biel teilgenommen haben. Diese hat ein erfreuliches Echo in der Presse hervorgerufen, haben doch 6 welsche und 24 deutschschweizerische Zeitungen zum Teil in längeren Artikeln darüber berichtet. Da dies geschehen ist, haben wir davon abgesehen ein ausführliches Protokoll der Sitzung zu machen, umso mehr, als dieses sehr lang geworden wäre, ohne dass wir Ihnen den Inhalt der Referate im Detail hätten wiedergeben können. Wer von Ihnen in diese und in eine Zusammenfassung der Diskussion Einsicht nehmen möchte, wende sich bitte an unser Sekretariat.

Leider ist es schwierig über unsere tägliche, sehr grosse und vielseitige Arbeit in Kürze zu berichten. Wir möchten wünschen, dass immer mehr Frauen aus angeschlossenen Verbänden sich die Zeit nehmen könnten, persönlich in unseren Sekretariatsbetrieb Einsicht zu nehmen. Die Zusammenlegung von Bund und Schweizerischem Frauensekretariat war sicher eine glückliche Lösung. Die gemeinsame Arbeit ist schon zur Selbstverständlichkeit geworden, und wir hoffen zuversichtlich, dass im Laufe des begonnenen Jahres die ersten Früchte davon auch für unsere Mitgliederverbände sichtbar werden.

Auf dem Schweizerischen Frauensekretariat hat sich ein Wechsel im Personal vollzogen, indem Frl. D. Lecoultre unerwarteterweise ein Stipendium erhalten hat, um während eines Jahres in Seattle (USA) Soziologie zu studieren. Sie ist am 1. September verreist und im November von Fräulein Henriette Cartier von Genf abgelöst worden, welche nach drei Studienjahren in New York in die Schweiz zurückgekehrt ist. Zwei Büroangestellte haben uns verlassen, um andere Aufgaben zu übernehmen und sind durch sehr tüchtige und arbeitsfreudige Kräfte ersetzt worden. So bilden bisherige und neue Kräfte eine gute Arbeitsgemeinschaft und setzen sich intensiv für unseren Bund und seine vielfältigen Aufgaben ein.

Während des vergangenen Jahres haben wir verschiedene Eingaben an die Behörden gemacht, wie dies unsern Mitgliedern A schon bekannt ist. Sie betrafen:

Wünsche betr. die **Stellung der weiblichen Bundesbeamten und Angestellten**

Wünsche zum **Bundesgesetz über Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosenunterstützung**

Wünsche zum **Bundesgesetz über die Arbeitsvermittlung**

Wünsche zur **Abänderung der Verordnung I zum Bundesgesetz über die berufliche Ausbildung** (Herabsetzung der Bundesbeiträge an das hauswirtschaftliche Bildungswesen).

An das Bundesfeier-Komitee haben wir, wie dies schon im Jahre 1948 der Fall war, ein dringendes Gesuch gerichtet, es möchte die 1. August-Spende des Jahres 1951 für notleidende Mütter bestimmen.

Den Appell der griechischen Mütter an die Frauen der ganzen Welt, ihre Stimmen zu erheben und die Rückgabe der 28 000 geraubten Kinder zu fordern, haben wir in den letzten Tagen an die Frauenpresse weitergeleitet. Wir bitten Sie, der Entwicklung dieses tragischen Geschehens Ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Der Vorstand des Internationalen Frauenrates, unter dem Präsidium von Frau Dr. Jeanne Eder, befasst sich schon seit längerer Zeit intensiv mit diesem sehr schweren Problem. Als einem seiner Mitglieder wird dem B. S. F. hoffentlich Gelegenheit gegeben, den griechischen Müttern einmal besser als nur mit Worten das tiefe Mitgefühl und die Hilfsbereitschaft der Schweizerfrauen zu beweisen.

Wir können Ihnen in unserem Brief leider nur einen sehr kleinen Ausschnitt aus der vielseitigen Arbeit unseres Vorstandes und seiner Geschäftsstelle geben. Sollten Sie irgendwelche Wünsche und Anregungen an unseren Vorstand haben — auch solche, die nicht an der Delegiertenversammlung behandelt werden müssen — nehmen wir diese jederzeit gerne entgegen. Je besser unser gegenseitiger Kontakt ist, desto befriedigender wird auch die Zusammenarbeit werden.

Mit freundlichen Grüssen
für den Vorstand des
Bundes schweizerischer Frauenvereine

Die Aktuarin: M. Zürcher-Schelling

Die Präsidentin: G. Haemmerli-Schindler

In ZÜRICH Hotel AUGUSTINERHOF St. Peterstrasse 8 Tel. (051) 25 77 22
In DAVOS-PLATZ Hotel RÄTIA 2 Min. vom Bahnhof Tel. (083) 3 60 21
GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Eine ganz besondere Rolle in Tiggys Leben — wie in unserem — spielte unser Ferienhaus.

Wir wollen es «Huli» nennen. Es heisst natürlich ganz anders, aber es ist doch für uns alle so ein richtiges Huli, in das man sich zeitweise arbeits- und menschenmüde in die Stille und völlige Einsamkeit verkriechen kann. Der Grosspapa dort wusste in seinem hohen Alter nicht mehr viel mit der Unruhe kleiner Kinder und lebhafter Hunde anzufangen, er konzentrierte seine Tierliebe ganz auf die Schafe, die ihm mit ihrer Ruhe und Gutmütigkeit viel weniger Unmuss machten als die lebhaften Ziegen, denen vorher jahrzehntelang seine Liebe und sein Interesse gegolten hatte.

(Fortsetzung folgt)

Zur Ausstellung internationaler Kinderzeichnungen in Zürich

Gegenwärtig trifft man in den Räumen des Helmhauses gleichermassen Lehrer, Kunstliebhaber und Kinderfreunde an, und auch kleine Kollegen sind da, Schüler und Pfadfinder, die sachverständig begutachten. Denn Kinderzeichnungen in ihrer unverbogenen Natürlichkeit, dem direkten, ungehemmten schöpferischen Willen, sind etwas, das jeder versteht, und das doch voll von Geheimnissen und Problematik ist. Wir kannten Zeichnungen von kleinen Schweizerlein, wo die Lokomotive schon bei Vierjährigen dominiert, wir sahen köstliche Märchenbilder aus dem Pestalozzidorf, und in quälender Erinnerung bleiben jene Illustrationen von Polen- und Judenkindern, die mit dem Ernst Erwachsener ihre Erlebnisse mit Gestapo und Konzentrationslagern sich von der Seele zeichneten. Die hier gezeigte Sammlung der Internationalen Jugendbibliothek in München aber, welche als ein Zweig der New Yorker Rockefeller-Stiftung die wichtigste Kinder- und Jugendliteratur aller Nationen und auch Kinderzeichnungen zusammenstellt, scheint bewusst auf das Ausstellen von Werken erschreckter und durch die politischen Ereignisse aus ihrem Kinderparadies vertriebener junger Menschen verzichtet zu haben, sodass dem Besucher die reinste Freude wartet. Kinder aus 22 Ländern steuerten Zeichnungen und Aquarelle bei, und es hat etwas Rührendes, Völkerverbindung Vorgaukelndes, wenn man sieht, dass die Stärke kindlicher Einbildungskraft bei den kleinen Spaniern wie den Deutschen die gleiche ist, und dass ein Mexikaner seine Ansichten von Gut und Unangenehm, von Schön und Furchterregend, getreulich mit jungen Schweden teilt. Daneben aber — und auch das ist tröstlich in einer Zeit, die dem Individuum den Kampf angesagt hat und mit allgemeiner Vermassung von Häusern, Anschauungen und Lektüre droht — bemerken wir am Beispiel einer französischen Schulklasse, wie sehr jedes Kind sein eigenes Ich besitzt, seine ureigenste Auffassung vom Ablauf der selben Geschichte hegt. Das Thema hiess Noah oder die Sinthflut, und je nach Temperament und Einfühlungsvermögen wurde an der biblischen Geschichte das Religiöse, das Drastische oder das Sensationelle betont. Noah ist bald ein verhärmter Asket in blütenweissem, kunstvoll gefalteten Gewand, bald ein kühner Feuerwehrmann, der rettet, was zu retten bleibt, und bald ein verzagter Kapitän, nach gelobten Ufern spähend oder doch nach der Taube, gross wie ein Lamm und mit einem Oelzweig, der seiner Bedeutung gemäss den Umfang eines kleineren Baumes hat. Das Mitleid mit der untergehenden Kreatur äussert sich in den verschiedensten Abstufungen: Menschen lässt man ungern ertrinken, und nur die abenteuerlichsten Zeichner entwerfen einen wilden Kampf um Bottiche und kleine Boote. Viel beliebter sind Giraffen, die dank ihres langen Halses furchtlos aus wild schäumendem Meer äugen, Elefanten, gleich sicheren Inseln allerlei Getier tragend, und am köstlichsten jener Steinbock, der in klassischer Pose, die Beine V-förmig zusammengestellt, auf dem sinkenden Dreieck einer Bergspitze steht. So hoch reichte also die Flut... Bei den Mädchen zeigt sich das erbarmende Herz, Noah wird zum «pauvre Noë», und warum, da doch später solche Wunder geschahen, sollte dieser Mann Gottes nicht auf den Wassern gehen können? Es klingt bei vielen dieser Zeichnungen eine kindliche Frömmigkeit durch, auch wenn nur wenige sich an die Darstellung des Göttlichen wagten, das in einer Aureole von rosa und goldgelb über trüben Wellen erscheint.

Es gibt keinen grösseren Unterschied als zwischen diesen Blättern einer französischen Schule und den leuchtendfarbigen, plakatähnlichen Werken kleiner Amerikaner, und für tiefgründige Psychoanalytiker mag sich in ihm die Differenz zweier Länder, zweier Kontinente oder gar einer vergangenen und einer kommenden Welt offenbaren. Man spürt geradezu, wie der amerikanische Bub mit fröhlichem Selbstvertrauen den Pinsel in die Farbe tunkte, unbeirrt seine Linien zog und strahlend dem Lehrer das Ergebnis hinhielt. Er brauchte sich dabei keine besondere Mühe zu geben, denn wie ers machte, war es recht, und kein Erwachsener durfte es wagen, irgendwelche Kritik anzubringen. Diesem gesunden Selbstvertrauen, der optimistischen Wichtigkeit der eigenen Person, steht auf der europäischen Seite, verkörpert durch Noah und seine Schützlinge und durch hundert andere Beispiele von Deutschen, Italienern und Skandinaviern, ein selbstkritisches, von Vorbildern befangeneres Zeichnen gegenüber, in dem jedoch das Herz des Kindes hörbar zu pochen scheint.

Leider konnten sich einige östliche Länder an der Ausstellung nicht beteiligen. Damit fehlen uns interessante Bereicherungen, denn gerade die hochentwickelte Volkskunst und Ornamentik des Ostens helfen entscheidend mit, im Kinde den Sinn für Form und Farbe zu prägen, soweit er ihm nicht schon angeboren ist. Aber auch mit dieser Lücke gibt die Sammlung ein vielfältiges und beglückendes Bild kindlichen Gestaltungswillens, und mehr als eine Mutter hat beim Heimkehren ihrem Hansli ein paar neue Farbstifte gekauft.

uhu.

Neurotische Störungen bei Kindern

Ein grosser Prozentsatz aller heutigen Menschen ist neurotisch. Ich sage ganz bewusst neurotisch und nicht nervös, da das Wort «nervös» zu einem Sammelnamen für die verschiedensten, sachlich meist nicht zusammengehörenden körperlich-seelischen Auffälligkeiten geworden ist. Es ist ein gefährliches Wort, das Missverständnisse und Unklarheiten geradezu heraufbeschwört, gefährlich also auch deshalb, weil es eine sehr moralische Wertung einbezieht. «Nur n e r v ö s», sagt man so leicht und will damit zum Ausdruck bringen, dass der Nervöse sich schon anders verhalten könnte, wenn er nur wollte, wenn er sich nur besser zusammennehme. Dass dieses Wort nervös in diesem weiten und unklaren Sinn vom Heilpädagogen abgelehnt wird, ist selbstverständlich. Es zeugt überall dort, wo es verwendet wird, von unscharfer Beobachtung und Bequemlichkeit, man kann und will einen Zustand oder eine Verhaltungsweise nicht beschreiben, wählt darum ein Wort, wo Begriffe fehlen.

Was heisst aber neurotisch? Neurotische Menschen sind Personen, die aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht sind, die keine Kraft haben und finden, sich in normaler Weise in die menschliche Gesellschaft einzuordnen. Das gestörte Selbstbewusstsein, das Minderwertigkeitsgefühl ist die Grundlage für die Neurose.

Jedes Kind, das im Kreise seiner Geschwister und in der Gesellschaft seiner Klassenkameraden aufwächst, wird in ganz natürlicher Weise dazu gedrängt, sich mit anderen zu vergleichen, seine Kräfte und Fähigkeiten an denen der anderen zu messen. Schneidet es dabei schlecht ab, stellt es etwa fest, dass es weniger schnell laufen, weniger gut sehen kann, dass es schwächer und zaghafter ist als die anderen, so wird es sich zurückgesetzt, unfähig, unsicher, minderwertig fühlen. Bei dieser Selbstunterschätzung kann es aber unmöglich halt machen. Es wird versuchen, sich auf andere Weise vor sich selbst und seiner Umgebung zu behaupten. Fast alle Kinderfehler beruhen auf einer falschen Grundeinstellung. Man kann sie deshalb nur heilen, wenn man erforscht, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck ein Kind die Schule schwänzt, lügt oder stiehlt.

Schon ein normales Kind fühlt sich einer Umwelt gegenüber, die sich hauptsächlich aus Erwachsenen zusammensetzt, leicht irgendwie unsicher, unfähig, minderwertig. Jedes Kind will gern gross und stark sein, herrschen wie der Vater oder der Lehrer. Beobachten wir daraufhin die Phantasiespiele der Kinder. Die ganze körperliche und geistige Haltung eines Kindes ist jeden Augenblick auf diesen Endzweck gerichtet. Schon das kleine Kind will selbständig sein, allein ins Bett steigen, allein essen, allein die Schuhe ausziehen. Wie grundfalsch machen es die Erzieher meistens, die oft aus persönlicher Bequemlichkeit dem Kinde überall helfen, wo es gar keine Hilfe mehr braucht. Sie übersehen dabei, dass sie hiermit einen schweren Fehler machen. In jedem Augenblick, in dem wir dem Kinde die ersehnte Selbständigkeit nicht zugestehen, zeigen wir ihm, wie klein und unbedeutend es noch ist, nehmen wir ein Stück seines Selbstbewusstseins und pflanzen den Keim zu verhängnisvollen späteren Minderwertigkeitsgefühlen.

Je selbständiger wir ein Kind von der frühesten Jugend an erziehen, um so mehr Widerstandskraft bekommt es mit, um gegen Minderwertigkeitsgefühle anzukämpfen. Deshalb sollte die Erziehung zur Selbständigkeit oberster Grundsatz für jede Erziehung sein.

Ein selbständig erzogenes Kind hat ein natürliches Gefühl zu den Personen und zu den Dingen seiner Umgebung, es befindet sich in einem seelischen Gleichgewicht. Auf dieser Grundlage wachsen Mut und Selbstvertrauen, zwei feste Grundpfeiler einer starken Persönlichkeit. So entwickeln sich die Menschen von denen der Volksmund sagt, dass sie «mit beiden Beinen auf der Erde stehen.»

Freilich sind diese Kinder für die Erzieher nicht immer bequem. In ihrem Verlangen nach Selbständigkeit oft eigenwillig und eigensinnig, stellen sie die Geduld des Erziehers gar nicht so selten auf eine recht harte Probe. Man spricht von «unartigen Kindern», die sich nicht widerspruchslos dem Befehle fügen, die wohlgemeinten Ratschläge der Erwachsenen in den Wind schlagen und eigene Erfahrungen sammeln wollen.

Bequemer sind zugegebenermassen die «artigen Kinder». Aber um welchen Preis? Sehr oft sind diese artigen Kinder ängstliche kleine Wesen mit beträchtlich geringem Selbständigkeitstrieb, «passive Kinder» nennt sie der Psychologe. Diese passiven Kinder sind in ihrer Selbsteinschätzung unbedingt abhängig von der Einschätzung der anderen, zumeist der Erwachsenen. Ihre ganze Einstellung zum Leben ist aufgebaut auf der Grundforderung: Sage nie nein — tu immer das, was die Eltern, die Lehrer von dir verlangen, damit diese ein freundliches, wohlwollendes Gesicht machen und dich loben. Tadel können diese Kinder absolut nicht ertragen. Sie sind von klein an nur auf Lob eingestellt. In der Schule sind sie leuchtende Beispiele, den Geschwistern werden sie als Muster vorgehalten.

Diese Musterhaftigkeit beruht darauf, dass diese Kinder niemals einen Fehler machen, weil sie sich daran gewöhnt haben, immer nur das zu tun, was ihnen gerade befohlen wird. Solch ein Kind versagt, sobald es allein entscheiden, selbständig handeln soll. In geschickter Weise müsste hier die Erziehung versuchen, die Freude am Wagnis und den Mut zum Fehlermachen wachzurufen. Viele Erzieher merken nichts von einer Gefahr, freuen sich über das Musterkind, das ihnen so wenig Mühe macht.

Wer etwas von der modernen Psychologie versteht, bemerkt aber unter der scheinbar so ruhigen Oberfläche grosse Gefahren. Ein derartiges Kind ist oft von der frühesten Jugend an stark eingeschüchtert, fühlt überall die Uebermacht der Erwachsenen, hat gar nicht den Mut zum Widersprechen oder zu eigenem Wollen. Sehr oft werden gerade aus diesen Kindern die Neurotiker, die ängstlichen, unselbständigen Naturen, die es nicht wagen, selbständig zu handeln, eine eigene Verantwortung zu übernehmen und infolgedessen kaum jemals grosse Leistungen hervorbringen. Denn «nur wer wagt, gewinnt», sagt das Sprichwort.

Je selbständiger wir daher unsere Kinder erziehen, um so mehr nehmen wir ihnen die Angst die ihnen im Leben nur hinderlich ist, um so sicherer bewahren wie sie vor den Minderwertigkeitsgefühlen, die den Menschen nur unglücklich machen, in schweren Fällen sogar dazu führen können, dass die betreffende Person sich in Krankheit flüchtet und darin seine Rettung sieht.

Es bleibt also zu hoffen, dass die «vom Standpunkt der Bequemlichkeit geprägten Begriffe «artige» und «unartige» Kinder in der modernen Pädagogik ersetzt werden sollten durch «aktive» und «passive» Kinder.

Mit diesen Begriffen kommen wir an das wirkliche Wesen unserer Kinder näher heran, werden den Entwicklungstendenzen des heranwachsenden Menschen besser gerecht und schaffen fruchtbarere Grundlagen für neue Methoden unserer Erziehung.

Dr. P. Kr.

Betrifft anonyme Zuschriften

Wenn solche an die Redaktion gerichtet sind, so ist es selbstverständlich, dass sie dieselben liest, bevor sie sie in den Papierkorb befördert. Wird aber — von Männern oder Frauen, was öfters geschieht — der Redaktion zugemutet, solche anonyme Elaborate an ihre Mitarbeiter weiterzusenden, so möchten wir ein für allemal festlegen, dass wir uns dazu niemals hergeben werden. Gerade wir Frauen, die für saubere Methoden im rein menschlichen wie auch im geschäftlichen und politischen Verkehr einstehen möchten, wünschen vor allem, dass innerhalb unserer Frauenkreise mit offenem Visier gekämpft und diskutiert werde. Dazu gehört auch die Zivilcourage, zu seinen Ansichten zu stehen.

Die Redaktion.

Bei **Grippe** und ihren Erscheinungen wie Kopfweh, Fieber, Mattigkeit nimm:
Contra-Schmerz
12 Tabl. Fr. 1.80
100 Tabl. Fr. 10.50
In allen Apotheken!

Veranstaltungen

Zürich: L y c e u m c l u b , Rämistrasse 26. Montag, 30. Januar. Richard Strauss-Feier. Mitwirkende: Anna Roner, Gaby Ulrich-Karcher, Marianne Schlatter-Froehner, Annette Ganz-Oswald. Eintritt für Nicht-Mitglieder Fr. 1.50

Zürich: Z ü r c h e r F r a u e n z e n t r a l e. Mitglieder- und Delegiertenversammlung. Mittwoch, den 1. Februar, 14.30 Uhr, im Lyceumclub, Rämistrasse 26. Zürich 1. Traktanden: 1. Protokoll. 2. Vortrag von Herrn Max Zeltner, Leiter des Landerziehungsheimes Albisbrunn: «Anstaltsprobleme heute». 3. Verschiedenes.

Basel: V e r e i n i g u n g f ü r F r a u e n s t i m m r e c h t , Basel und Umgebung. Einladung zur 35. Generalversammlung. Auch dieses Jahr möchten wir unseren treuen und auch weniger treuen Mitgliedern anlässlich der Generalversammlung eine Freude bereiten und laden Sie deshalb herzlich ein, Donnerstag, den 2. Februar 1950, in den St.-Albansaal, St.-Alban-Vorstadt 12 zu kommen, wo uns das Basler Marionetten-Theater das reizende Singspiel von W. A. Mozart **Bastien und Bastienne** vorführen wird.

Der geschäftliche Teil der Generalversammlung beginnt um 19.30 Uhr präzis und dauert ca. 1 Stunde.. Traktanden: 1. Protokoll; 2. Jahresbericht; 3. Jahresrechnung; 4. Bericht der Rechnungsrevisorinnen; 5. Wahlen: a) Ersatzwahl für zwei ausscheidende Vorstandsmitglieder, b) Wahl der Delegierten an die Jahresversammlung des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht; 6. Revision der Statuten; 7. Allfälliges. Im St.-Albansaal besteht keine Möglichkeit zur Konsumation.

Bern: Sektion Bern des schweizerischen Vereins der G e w e r b e - u n d H a u s w i r t s c h a f t s l e h r e r i n n e n. Kurs für Kostümkunde (mit Lichtbildern). 3. Kurstag: Samstag, 28. Januar 1950, 14.15 bis 17 Uhr. Frauenarbeitsschule Bern, Kapellenstrasse 4, Zimmer 42. Referent: Herr Legnazzi, Modefachmann, Bern. Das Thema «Rokoko» wird unabhängig von den zwei vorangegangenen Vorträgen gehalten. Gäste sind herzlich eingeladen, diesem letzten Vortrag beizuwohnen. Eintritt Fr. 1.80.

Der Vorstand.

Bern: F r a u e n s t i m m r e c h t s v e r e i n. Jahresversammlung, Montag, 30. Januar 1950, punkt 20 Uhr, im Hotel Bristol, 1. Stock.
I. Teil, Traktanden: 1. Protokoll der letzten Jahresversammlung; 2. Jahres- und Kassenbericht; 3. Wahlen: Vorstand und Rechnungsrevisoren; 4. Verschiedenes. II. Teil: Werner Gfeller, Kunstmaler, liesst aus den Werken Simon Gfellers.

Der Volkshochschulkurs über: **Die Frau im schweizerischen Recht** beginnt am 26. Januar, und sei wärmstens empfohlen. Referentin ist unser geschätztes Mitglied Frau Dr. iur. Helen Thalmann-Antenen, Fürsprecherin. Dauer des Kurses: 6 Abende. Beginn: Donnerstag, den 26. Januar, 20 Uhr, Hörsaal Nr. 20 der Universität Bern. Kursgeld Fr. 6.—. Die Rechtsstellung der verheirateten Frau. Die Rechtsstellung der Frau bei Auflösung der Ehe. Die Rechtsstellung der Frau als Mutter. Die Frau im Beruf. Die Frau in der staatlichen Gemeinschaft. Anmeldung bis 3 Tage vor Kursbeginn auf Anmeldekarten, die bei den Einschreibestellen aufliegen (A. Francke AG., Kaiser & Cie., usw.). Das Kursgeld vor Beginn des Kurses auf Postscheckkonto III 3193 einzahlen. Postquittung berechtigt zum Besuch des Kurses.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Sie hat schon etwas für sich, die «Diskussionsstunde der Frauen» mit dem Motto «Mir rede miteinand», Montag, den 30. Januar, um 14.00 Uhr, und auch «Notiers und probiers», Donnerstag, den 2. Februar, um 14.00 Uhr, ist recht vielversprechend. Was die «Halbe Stunde der Frau» anbelangt, so überlässt sie das Mikrophon Freitag, den 3. Januar, um 14.00 Uhr, zwei Referentinnen, deren Vorträge allein schon der Thematawahl wegen grosse Beachtung verdienen. Die bekannte Schriftstellerin und Uebersetzerin zahlreicher Romane, Ursula von Wiese, äussert sich über «Hausfrau und Schriftstellerin» und Nina Körber berichtet über «Frauen in Australien».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (051) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

OEFFENTLICHER VORTRAG

Freitag, 27. Januar 1950, 20.15 Uhr im Bahnhofsäli WINTERTHUR

Frau Dr. Tina Peter-Rüetschi, Zürich
spricht über das aktuelle Problem

Verlust des Schweizerbürgerrechts der Frau durch Heirat

Votant: Dr. iur. A. Billeter, Rechtsanwalt, Zürich
anschließend Diskussion

Alle Interessenten, Frauen u. Männer, sind zur Teilnahme höflich eingeladen. – Derselbe Vortrag ist in Zürich (Herbst 1949, Kongreßhaus) größtem Interesse begegnet. Viele Besucher fanden keinen Platz mehr. –

Bahnverbindung von Zürich ab 19.40, Winterthur an 20.04 Uhr
zurück Winterthur ab 22.50, Zürich an 23.15 Uhr

Eintritt frei

Liberale Frauengruppe Winterthur

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

MORGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIPFEG 3 TEL 23 91 07

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee
HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

METTLER FADEN AUS RORSCHACH

Vereinigte Molkereien AG
Luzern Tel 2 13 72 St. Karlstr. 22
Filialen: Weinmarkt 10
Hofstraße 8
Zürichstraße 71
Mythenstraße 9
Klosterstraße 15
Hirschmattstraße 35
Obergrundstraße 78
Kellerstraße 25
empfiehlt sich dem verehrten Publikum
Milch Butter Rahm Käse
Spezialität: Znünichäsli, Joghurt

Unsere Hausspezialitäten:
Schurterli, Zürcher Leckerli und Pralinés
Confiserie
SCHURTER
Inh. Fr. Michel-Schurter
TEL. 32 72 87 beim Central GEGR. 1869
ZÜRICH